Volke saß, beweist ein Verzeichnis alter heidnischer Gebräuche, die Karl der Große den unterworfenen und bekehrten Sachsen verbot. Da ist auch ausdrücklich erwähnt, man dürfe nicht glauben, daß bei Mondesfinsternissen das Gestirn in Gefahr sei, von dem „Mondwurm“ — nach dem „Muschilli“ und der „Edda“ ist es der „Fenris- oder Mondwolf“ — verschlungen zu werden. Man müsse aber dem Gestirn zu Hilfe kommen mit dem Geschrei: „Siege, Mond!“ (vince, luna!). So ist wie die Sonnenverehrung auch der Mondkult schon frühzeitig durch das Christentum wesentlich eingeschränkt worden. Doch sind uns gerade aus jener Zeit zahlreiche plastische Denkmäler erhalten, und zwar gerade an Kirchen, wie z. B. in Schwaben, wo nicht selten ein Ungeheuer mit einer Kugel vor dem Rachen dargestellt ist, als wollte es das Himmelsgestirn verscheuchen und verfolgen. Sehr lange erhielt sich die Rechnung nach „Mondwochen“ und galt auch der Mond selbst, wie ja die indogermanische Wurzel seines Namens me=messen (auch lat. mensis=Monat) verrät, als der „Messer der Zeit“. Davon haben sich manche Ausdrücke erhalten, wie z. B. „Die Uhr geht nach dem Mond“ (nicht richtig), wie man auch auf Grund einer mythischen Vorstellung in der „Mondsucht“ (Lunatismus) einen unheilbaren Wahnsinn erblickte, der sich besonders im Nachtwandeln äußerte. Die neuere Wissenschaft erklärt es als Somnambulismus. Das Dämonische des Mondes mag dazu geführt haben, auch vom „Schwarzmond“ zu sprechen, der, wie der Wolf im Märchen die sieben Geißlein bis auf eines, alle seine sieben Mondsicheln verschlinge. Jacobson erwähnte in seinem 1783 erschienenen technologischen Wörterbuch eine „Monduhr“, die mitunter in Gestalt einer Mondkugel bei Nacht durch Schatten des nächtlichen Gestirns die Stunden angab. Im übrigen wurden auch Wanduhren in neuerer Zeit gebaut, die außer Stunden, Minuten und Sekunden Tage und Monate anzeigen.

Der Vollmond wurde schon in ältester Zeit als Antlitz gesehen und daher auch von Großmütterchen den Kindern mit den schlichten Worten gedeutet: „Der Mond ist rund, zwei Augen, Nase und Mund.“ Bürger spricht in seinem Gedicht „Der Kaiser und der Abt“ auch von dem Vollmondgesicht.

Die volle Scheibe am Himmel erweckte im Menschen auch die Vorstellung, daß der Mond lacht, worüber schon manche lichte Helden der Sagen guter Dinge waren. Man denke z. B. an den Schneider in Grimms Zaubermärchen „Die beiden Wanderer“. Anders allerdings, wenn der Mond „sich schief lacht“ und ein schielendes, nibelndes (vgl. „Nibelungen“) Gesicht bekommt, was sich von der Sonne wohl niemals sagen läßt. Man schrieb auch von altersher dem Vollmond, der die Sterne, wie ein Hirt seine Schafe, zu hüten scheint, viel Gutes zu. Um so mehr Furcht flößte das Abnehmen des blassen Totenantlitzes wie auch der Neumond ein. Ja, dieser wurde nicht nur „Schwarzmond“ genannt, sondern auch für den Bösen gehalten, dem so manches „Mondkalb“, also eine Art Todesfurcht um Teufelskind sein Dasein verdanke. So gebraucht Luther die Bezeichnung „Mondkalb“ für Wechselbalg. Ein aus der Urzeit stammender Aberglaube sagt von allerhand schlimmem Einfluß des abnehmenden Mondes wie des Neumondes auf das gesamte Leben der Erde überhaupt. Galt der Mond im allgemeinen als Spender der Feuchtigkeit und auch der Fruchtbarkeit, so wurde anderseits seiner Ungunst manches Mißgeschick und manches Uebel zugeschrieben. So bestand kein Zweifel über seinen Einfluß auf das Gehirn von Menschen und Tieren, selbst auf das Mark der Krebse; und es hieß, daß der tierische Körper beim wachsenden Mond fetter, dagegen beim abnehmenden dürrer, ja beim Neumond sogar zum Skelett werde. Zu dieser Ansicht, die auch heute noch die Flamen bezüglich der Reiher vertreten, mag vor allem die Erfahrung beigetragen haben, daß Ebbe und Flut des Meeres mit dem Mondlauf zusammenhängen. Selbst Vorgänge im menschlichen Körper wurden den Mondzeiten ebenso zugeschrieben wie gewisse Krankheiten und Gemütsstimmungen und letztere deshalb auch „Launen“ (von lat. luna = Mond) genannt. Dieser im alten Mondkult wurzelnde Aberglaube hat sich in vielen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten.

Zu welch großer Bedeutung dieser auch im Acker- und Gartenbau gelangte, beweist ein im Jahre 1751 zu Breslau und Leipzig erschienenes Buch „Der sorgfältige neuvermehrte Haus- und Wirtschaftsverwalter“, das alle möglichen Ratschläge für den Landwirt enthält, so u. a. daß das Harken und Düngen nur im „alten Monde“ geschehen, beim abnehmenden Mond oder im Neumond weder Unkraut gejätet noch Kraut gesetzt werden dürfe, dagegen das erste Heu nur im Neumond, das Grummet (das zweite Heu) wieder im Vollmond gemäht werden müsse. Auch die Aussaat sei am besten im ersten Mondviertel vorzunehmen, während z. B. den im Neumond gesäten Weizen sehr leicht der Brand vernichte. Dagegen säe man wieder in manchen Gegenden Bohnen, Erbsen, Flachs und Linsen lieber bei abnehmendem Mond, sonst auch bei Vollmond.

Auch in der Volksmedizin, die sich aller Naturkräfte bediente, spielte der Mond eine nicht unbedeutende Rolle. So glaubte man, allerlei Krankheiten und körperliche Gebrechen unter Hersagen gewisser Zauberformeln bei abnehmendem Monde heilen zu können. Unliebsame Auswüchse, wie auch Hühneraugen und Ueberbeine, ja selbst „Kröpfe und Warzen“, heißt es in einem alten praktischen Handbuch, „entwickeln sich stets beim zunehmenden Monde, verschwinden aber wieder von selbst bei Neumond“. Bei den zur Verwendung kommenden Heilkräutern, namentlich was die Vorschrift betrifft, wieviele und wie oft sie zu nehmen sind, findet sich auffallenderweise immer die Neunzahl. Diese hängt wieder damit zusammen, daß man früher den Monat zu drei Mondwochen von je neun Tagen rechnete. Die Mondverehrung in der Volksmedizin läßt sich vor allem damit erklären, daß man meinte, die Krankheiten kämen von den Toten und somit vom Monde, ihrem Aufenthaltsort.

Nach allem läßt sich die ältere Kultur kaum ohne den Mondaberglauben denken, der, wie man sieht, auch heute noch mit unserem Volkstum verknüpft und dort zum Symbol geworden ist, wo er uns in dichterischen Worten begegnet. So heißt es in Shakespeares Drama „Romeo und Julia“ im Geiste jener Zeit: „O, schwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren, der immerfort in seiner Scheibe wechselt, damit nicht wandelbar dein Lieben sei!“

## Ein neues „Todestal“ auf Java.

Durch vulkanische Ausbrüche im Dieng-Bezirk auf Java ist dort kürzlich ein „Todestal“ entstanden, dessen giftige Gase, in erster Linie Kohlenoxyd und Kohlendioxyd, Menschen und Tiere bedrohen. Bereits im Juli zeigten sich die ersten Spuren aus tiefen Spalten aufsteigender Giftgase, die nur eine Schicht von zwanzig Zentimeter Höhe bildeten, aber noch auf hundert Meter Entfernung von der Austrittsstelle eine Kerzenflamme zum Erlöschen brachten. Die Höhe der Schicht nahm allmählich zu, doch verhinderte ein regelmäßig wehender Wind, daß die Gase so hoch stiegen, daß sie für Menschen gefährlich werden konnten. Die anfangs sichtbaren Gase verloren diese Eigenschaft im Laufe der Zeit, doch ließ sich ihre Anwesenheit aus dem Absterben der Pflanzenwelt zweifelsfrei erkennen. Selbst zehn Meter hohe Bäume verloren ihre Blätter und sahen aus wie bei uns die Bäume im Spätherbst, boten also einen in den Tropen ganz ungewohnten Anblick. Viele Tabakfelder am Ausgang des Tals und anderes Kulturland sind durch die Giftgase vernichtet, und zahlreiche Vögel und kleinere Tiere fielen ihnen zum Opfer. Eigenartiger Weise war in dem bisher schon bekannten, in der Nähe gelegenen Todestal von Gutwadjimat in den letzten Monaten kein Gas festzustellen, erst in der allerletzten Zeit hat es wieder eine Höhe von zweieinhalb Metern erreicht. Wegen der sich daraus ergebenden Gefährlichkeit ist der Zutritt jetzt von den Behörden verboten.

### Mahnung.

Nimm nur bloß nicht alles wichtig,
Was Du tust und treibest heute ...
Treiben morgen andere Leute
Auch so gut und folgerichtig.

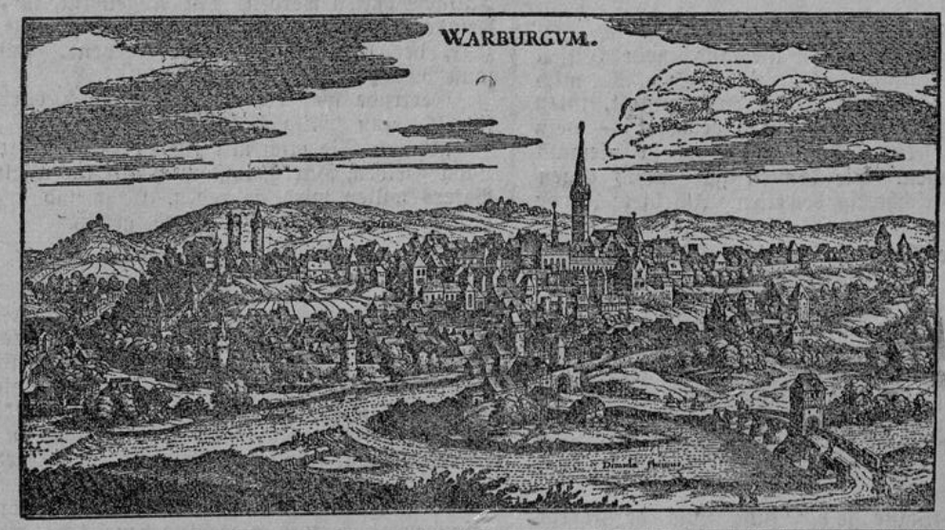
Heute noch zupfst du am Euter
Eifrig mit erprobten Händen,
Aber schon von allen Enden
Sproßt der Nachwuchs emsig weiter!

Deine Künste sind vererblich,
Schick Dich willig drein zu welken,
Jeder möchte einmal melken,
Und das Rindvieh ist unsterblich.

A. Treufried.


# Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes




Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 88 — 3. November 1928 — 3. Jahrgang


# Haß aus Liebe.

Roman nach dem Englischen von Hugo Falkner. Copyrigth by Greiner & Comp. Berlin W 30.

(32. Fortsetzung) Nachdruck verboten.

In weniger, denn einer Stunde waren die beiden Damen auf dem Wege, Lady Fielden im höchsten Grade aufgeregt und besorgt, Gertrude voll Verwunderung.

Lord Fielden trat an das Auto und erklärte den Damen in wenigen Worten, was geschehen sei; Gertrudens Augen leuchteten auf, dunkles Rot bedeckte mit einem Male ihre Wangen.

„Lola de Ferras!“ rief sie; „ist es möglich? Hat der Himmel endlich unser Flehen erhört?“

Lady Fielden aber war sehr bleich geworden.

„Lola de Ferras! O, Harry, ich kann jenes böse Weib nicht sehen!“

„Sie müssen sie sehen um meinetwillen!“ rief Gertrude flehend; „o, Lady Fielden, liebste teuerste Freundin, Sie müssen alles andere vergessen und nur dessen eingedenk sein, daß Sie mir helfen sollen, den Namen meines Vaters zu retten.“

Sie besprachen sich einige Augenblicke über alles, was geschehen sei und was nun weiter zu geschehen habe.

„Sie wird nicht sprechen,“ meinte Lady Fielden, „wie sie ganz richtig bemerkt, ist sie immer noch Herrin der Situation.“

„Sie wird sprechen,“ behauptete Gertrude mit Zuversicht, „denn ich werde sie in meines Vaters Namen darum anflehen.“

Lord Fielden erkundigte sich nun, ob die Damen sich nach dem Giebelzimmer begeben könnten, in dem Lola sich aufhielt, und bekam von Frau Bolton eine bejahende Antwort.

Auf einem Stuhl am Fenster saß Lola, sie blickte angstvoll um sich, wie ein zu Tode gehetztes Tier. Die Damen würdigte sie keines Blickes, sondern sprach direkt zu Lord Fielden:

„Haben Sie mir noch weitere Beleidigungen zu bieten? Soll ich als Schaustück für Ihre Freunde hier eingesperrt bleiben?“

„Lola de Ferras,“ sprach Lady Fielden ernst und feierlich, „sprechen Sie nicht in solchem Ton zu meinem Sohn. So schlecht und niedrig Sie bis nun gehandelt haben, tun Sie Ihr Möglichstes, begangenes Unrecht zu sühnen.“

„Ich bedarf keiner Ermahnung,“ lautete die schroffe Entgegnung. „Ich werde sterben, wie ich gelebt — stumm — dessen mögen Sie gewiß sein.“

„Sagen Sie uns nur eines,“ wendete Lord Fielden ein; „nur Sie vermögen uns darüber Aufschluß zu geben. Lebt Sir Karl oder ist er tot?“

Ein sonderbares Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Ich werde Ihnen gar nichts mitteilen,“ entgegnete sie mit Ueberlegenheit.

„Seien Sie nicht eigensinnig, Madame, bedenken Sie, wie Sie das Leben einer Familie grausam zerstört haben!“

„Hab' ich das? Es freut mich, das war es eben, was ich gewollt. Ich gestehe ganz offen, daß Sie mit Ihren Mutmaßungen im Rechte sind. Ich, und ich allein vermag das Rätsel zu lösen, das Karl v. Allanmoores Geschick umgibt. Es liegt Ihnen natürlich daran, in Erfahrung zu bringen, ob er mit mir geflohen oder nicht, ob ich ihn dazu aufgefordert oder ob er es freiwillig getan, ob die Liebe zu mir sein Dasein erfüllte, ob er es gewesen, der diesen Trauring an meinen Finger gesteckt, ob er endlich lebe oder tot sei. All dies möchten Sie gerne wissen; es soll Ihnen aber nimmermehr gelingen, es in Erfahrung zu bringen.“

„Man wird Sie dazu zwingen!“

„Ich glaube kaum. Keine Macht der Erde dürfte imstande sein, mich zu zwingen. Ich würde eher — bah, was ist daran gelegen, was ich lieber würde. Gestatten Sie mir, junger Herr, Sie an einen Umstand zu erinnern, daß Sie nämlich sich selbst ernste Unannehmlichkeiten zuziehen dürften wegen der unverantwortlichen Willkür, mit der Sie mich hinter Schloß und Riegel halten.“

Harry wußte, daß ihre Worte Wahres enthielten.

„Ich werde wissen, wie ich mich zu verantworten habe,“ entgegnete er trotzdem mit unerschütterlicher Ruhe. „Sie wissen selbst am besten, welch' schweres Unrecht auf Ihnen lastet; ungesühnt sollen Sie nimmer das Glück eines ganzen Hauses zerstört haben.“

Das Lächeln, das ihre Lippen umspielte, war geradezu herausfordernd.

„Sie werden Ihren Irrtum einsehen lernen, Sie

werden begreifen, daß, Sie mögen tun, was Sie wollen, ich doch immer noch Herrin der Situation bleibe."

„Wollen Sie uns denn nicht wenigstens sagen, ob Sir Karl lebt oder ob er tot ist?" [illegible]chte Lady Fielden.

„Eben das ist's, was ich mich weigere bekanntzugeben," entgegnete sie trotzig.

„Aber Sie wissen es?"

„Gewiß weiß ich's, doch soll niemand mein Wissen teilen. Tun Sie, was Ihnen gut dünkt, lassen Sie mich einsperren, übergeben Sie mich einer Irrenanstalt, töten Sie mich, wenn es Ihnen Befriedigung gewährt — mein Geheimnis und das seine sollen Sie trotzdem niemals meinen Lippen abringen. Sie können gar nichts gegen mich vorbringen und stichhaltig beweisen. Ich biete Ihnen Trotz!"

„Wir halten Ihre Briefe in Händen, Sie müssen sich doch wohl entsinnen, wie schwer diese gegen Sie ins Gewicht fallen."

„Ich glaube nicht, daß, wenn Sie dieselben dem geschicktesten Rechtsanwalt des Reiches vorlegen, dieser imstande wäre, daraus ein besonderes schwerwiegendes Material der Anklage gegen mich zu schmieden."

Er gestand sich innerlich mit lebhaftem Bedauern, daß ihre Behauptung nicht so ganz unrichtig sein könne, aber er wollte um keinen Preis zeigen, daß ihre Worte Eindruck auf ihn machten.

„Es wird das Klügste sein," fuhr Lola de Ferras stolz fort, „mich in Frieden zu lassen. Wenn Sie mich bis zu meiner Todesstunde hier eingekerkert halten, so erreichen Sie ja doch nichts, so lange ich mich weigere, zu reden, und daß ich dies bis zu meinem letzten Atemzuge tun werde, dessen sollten Sie bei meiner Ihnen bis nun bewiesenen Charakteranlage denn doch schon gewiß sein."

„Wenn Sie nicht etwas zu fürchten, etwas zu verbergen hätten, würden Sie gestern abend im Parke nicht gleich einer Verzweifelnden um Ihre persönliche Freiheit gekämpft haben," erklärte Lord Fielden mit großer Bestimmtheit.

„Ich wollte frei sein um jeden Preis, ich kam verkleidet nach England, mir war daran gelegen, nicht erkannt zu werden; um ganz offen die Wahrheit zu sagen, ich las Ihr „Eingesandt" in den Zeitungen und wollte in Erfahrung bringen, weshalb man meiner habhaft zu werden suche, was sich ereignet haben könne. Törichterweise verließ ich mein Heim und kam verkleidet nach England."

„Und wissen Sie nun, weshalb man versuchte, Ihrer habhaft zu werden?" fragte Lady Fielden.

„Nein, ich bin darüber noch gänzlich im Unklaren."

Lady Fielden schien überrascht.

„Während all dieser Jahre," sprach sie nach momentaner Pause in erklärendem Ton, „ist Sir Karl von Allanmores Name nicht rein und makellos gewesen, man belastete ihn eines sehr großen Unrechts, doch die Zeit ist gekommen, in der es Menschen gibt, die sich weigern, an seine Schuld zu glauben, und seine Tochter, dieses reine, edle Mädchen hier an meiner Seite, fordert gebieterisch, daß alles mögliche geschehe, um den Vater klar und untrüglich jeder Anklage zu entlasten. Die ganze weite Welt soll wissen, daß er frei sei von dem dunklen Fleck, mit dem man seinen Namen belastet hat."

Lola de Ferras lächelte, es war wieder jenes höhnische, haßerfüllte Lächeln, um dessen willen Lord Fielden sie schon früher einmal am liebsten zu Boden geschlagen hätte.

„Die Unschuld ist eine bestrickende Eigenschaft," sprach sie höhnend, „doch im vorliegenden Falle besteht die einzige Schwierigkeit darin, nachzuweisen, daß tatsächlich jemals Karl von Allanmore auf dieselbe Anspruch hat erheben können. Ich weigere mich, zu sprechen. Ich habe nicht all diese langen Jahre hindurch geschwiegen, um jetzt plötzlich meinem Vorsatz untreu zu werden; keine Macht der Erde soll imstande sein, mich zu zwingen."

„Dann haben Sie auch keinen Funken weiblichen Empfindens mehr. Wenn Mitleid, Gerechtigkeitsgefühl und Edelmut in Ihrem Herzen vollständig erstorben sind, dann freilich ist jede Hoffnung vergeblich, dann haben Lebende nichts mehr zu erwarten von Ihnen, dann werden Sie selbst nicht entsühnt," rief Lady Fielden heftig.

„Ich flehe Sie an," bat Lord Fielden, „ich flehe Sie an bei der Erinnerung an all das, was Ihrem Herzen am teuersten gewesen, bei dem Andenken an Ihre Mutter, an den Mann, den Sie geliebt —"

Sie hob zur Abwehr die Hand.

„Es ist alles vergeblich," sprach sie. „Ich will Ihnen das sagen, was Sie zweifelsohne für eine beschämende Tatsache halten werden. Der Augenblick, in dem ich meine Feinde im Staube vor mir gedemütigt sehe, ist der stolzeste, der beseligendste meines Lebens. Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?"

Gertrude war es, die nun plötzlich vortrat, sie hatte sich bis nun völlig still verhalten.

„Lassen Sie mich mit Ihnen reden," bat sie. „Liebste Lady Fielden, Harry, laßt mich mit ihr allein, um meines Vaters willen wird sie reden. Geht und laßt mich allein mit ihr, ich bin des Erfolges gewiß."

### 9. Kapitel.

### Sie martern mich.

Während Mutter und Sohn langsam das Gemach verließen und die Treppe hinabgingen, kam es Harry in den Sinn, daß es am Ende sogar gefährlich sein könne, Gertrude mit Lola de Ferras allein zu lassen, war diese ja doch so leidenschaftlich, daß man ihr jeden Gewaltakt zumuten konnte. Er wagte jedoch nicht, in das Gemach zurückzukehren, um das Resultat von Gertrudens Mission nicht etwa zu zerstören, und so begnügte er sich denn, vor dem Fenster des Zimmers, in dem die beiden sich befanden, auf- und niederzugehen; dort mußte er Gertruden hören, wenn sie sich veranlaßt sah, um Hilfe zu rufen.

Sobald die Tür sich hinter Lady Fielden und ihrem Sohne geschlossen hatte, eilte Gertrude auf Lola de Ferras zu.

„Lassen Sie mich zu Ihnen sprechen," bat sie mit sanfter, melodischer Stimme. „Gestern haben Sie mich zurückgestoßen, heute sollen Sie es nicht tun. Man sagte mir, daß Sie meinen Vater leidenschaftlich liebten, so sehr, daß um seinetwillen Ihr ganzes Leben zerstört, vernichtet ward. Wenn er Ihrem Herzen so teuer war, dann kann ich Ihnen nicht gleichgültig sein, denn ich bin sein Kind."

„Aber Sie sind auch Biancas Tochter, Sie sind Fleisch und Blut jener Frau, die mir den Mann geraubt, dem mein Herz angehörte; ohne ihre Dazwischenkunft wäre er mein geworden."

„Das sind Dinge, die in längstvergangenen Zeiten begraben ruhen," entgegnete Gertrude. „Ich weiß nicht, wie Ihr Leben sich gestaltet hat, unglücklicher als meine Mutter kann aber keine menschliche Seele sein. Sie ist so gut und edel, so hochgebildet und geistig veranlagt, daß sie vollständig dazu geeignet erscheint, eine hohe soziale Stellung auszufüllen, trotzdem ist sie seit dem rätselhaften Verschwinden meines Vaters gleichsam wie lebendig begraben. Die gute Mama, ich habe sie niemals auch nur einen Augenblick glücklich gesehen. Haben Sie denn kein Mitleid für ein Wesen, dessen ganzes Dasein durch Ihr Verschulden allein zerstört ward?"

„Ich habe kein Mitleid für Bianca, sie hat mir den einzigen Schatz auf Erden geraubt, nach dem ich strebte mit aller Leidenschaft des Empfindens. Selbst jetzt noch raubt es mir alle Fassung, nur ihren Namen zu nennen. Ich kenne kein Mitleid für meine Rivalin, die weiße Rose. Ich hasse Bianca.

„Wenn schon kein menschliches Rühren Sie bewegt, sobald Sie an Mama denken, so frage ich Sie, ob Sie denn kein Mitleid empfinden für mich? Sie liebten meinen Vater. Ich bin seine Tochter und so unnatürlich dies auch klingen mag, obschon Sie unsere erbitterte Feindin gewesen sind, kann ich nicht umhin, Teilnahme, ja selbst eine gewisse Zuneigung für Sie zu empfinden, eben weil Sie meinen Vater liebten."

Zum ersten Male machte der kalte, starre, haßerfüllte Ausdruck in Lolas Zügen einem weicheren Empfinden Raum, ihre bleichen Lippen zuckten leise. Wie lange war es her, seit eine menschliche Stimme in warmem Herzenston zu ihr gesprochen hatte?

„Sie liebten meinen guten Vater," fuhr Gertrude fort. „Man sagt, daß ich ihm ähnlich sähe, daß ich seine Augen, sein Haar habe, daß meine Stimme der seinen ähnele. [illegible]

Fortsetzung folgt.)

# Bina.

Skizze von Alice Freiin von Gaudy.

Der Nachtschnellzug brauste auf Berlin zu. In einem kleinen, dreisitzigen Nichtraucherabteil saßen zwei Herren, die sich offenbar zufällig auf dem Bahnsteig in Frankfurt an der Oder begegnet waren: der eine, mehr jägermäßig gekleidet, groß, schlank, mit rassigem Gesicht und raschen Bewegungen, die inneres Feuer verrieten, der ältere untersetzt, bedächtig, der unverkennbare norddeutsche Agrarier.

„Ich war ja starr, als ich es durch Loring hörte", sagte der Alte. „Ein—fach starr! Ihre Frau! Wie ist das denn gekommen, Dorsen?"

Die Augen des Jagdmäßigen sprühten. „Ganz einfach", zischte er hinter zusammengebissenen Zähnen, „ich traf ihn bei unerwarteter Heimkehr in unserer Halle und warf ihn zur Tür hinaus. Am andern Morgen war sie — fort."

„Heimlich?"

„Nein — ganz gelassen und öffentlich. Sie tat, als habe sie in Frankfurt Besorgungen zu machen, und ließ anspannen. Dann sagte sie dem Kutscher: ‚Zum Hauptbahnhof.' Das fiel nicht auf, weil sie sich dort häufig mit Damen der Nachbarschaft ein Stelldichein gab." — „Nur mit — Damen?" — „Ja. Der Kutscher fragte, ob er warten solle, wie gewöhnlich. Sie erwiderte: ‚Nein — ich verreise.' Seitdem ist und bleibt sie verschwunden — trotz aller Detektive und vorsichtigen Nachforschungen. Staub mag man natürlich nicht aufwirbeln ..."

Sonderbar! Bina, die schöne, kluge, vornehme! Bei uns in Pommern lebt ihr Andenken fort. Sie ist uns immer noch die Frühlingsgöttin von damals — dieses schwere, blonde Seidenhaar, diese großen, verträumten Märchenaugen! Und die feine, eigensinnige Stirn — Donnerja ..."

Dorsen sprang gequält auf — und setzte sich hastig wieder. „Müssen Sie mir das schildern, Lenkwitz? Erst seit sie fort ist weiß ich ganz, wie ich sie geliebt habe! Wenn sie sich ausgesprochen, wenn ich geahnt hätte, daß sie sich daheim nicht mehr wohl fühlte! Aber sie war wie ein verschlossenes Buch, vom ersten bis zum letzten Tage."

„Bös'!" nickte Lenkwitz. „Ganz bös'! Und was soll nun werden?"

„Nach einem vierwöchentlichen vergeblichen Suchen, ihre Spur zu entdecken —", Dorsen zögerte, als fürchte er, sein Geheimnis preis zu geben —, „führte mich der Zufall auf eine Spur. Die Frau meines Inspektors kaufte in Berlin ein — und glaubt, sie dort in einem Geschäft erkannt zu haben ..."

„Probiermamsell?"

„Für Damenmäntel!" ächzte Dorsen.

„Bina!" murmelte Lenkwitz. „Gräfin Sabina!"

Die Lichter mehrten sich. Strahlende Helle der Bogenlampen durchflutete das Abteil. Sie waren am Ziel. „Na — ich wünsche Ihnen alles Gute zu Ihrer Entdeckungsreise, Dorsen", sagte der Alte und schüttelte dem erregten Freunde wieder die Hand.

Dorsen war plötzlich zugeknöpft. Er grüßte und ließ sich von der flutenden Menge fort reißen. —

Endlich war die schauderhaft unruhvolle Gasthofnacht überstanden, das bei seiner wachsenden Erregung peinigende Unterbringen der Morgenstunden erledigt! Die Normaluhr am Potsdamer Platz zeigte Zehn. Dorsen betrat den Kaufpalast. Aufzug und Diener verhalfen ihm in die Abteilung für Damenmäntel. Eine würdevolle Leiterin und ein sehr kurz berockter Bubikopf fragten nach seinen Wünschen.

Er überwand eine leichte Verlegenheit. „Ich suche etwas Neues — Eigenartiges — meine Frau —."

„Bitte — wie ist die Dame?"

„Mehr als mittelgroß, schlank, goldblond —."

„Ah — danke. — Dann rufen Sie Frau von Lötzen." Die langen hellen Beine verschwanden eilfertig.

Würde sie es sein? Lötzen? Vorgetäuschter Name ...? Da kam sie schon — kühl bis ans Herz hinan! Keine Spur von Ueberraschung. Ein kaum merkliches Neigen der blonden Flechtenkrone als pflichtmäßiger Gruß — dann hängte ihr der Bubikopf einen pelzverbrämten lila Seidenmantel um. Er stand ihr entzückend. Sie drehte sich langsam auf dem hohen Absatz und schritt, lichtüberflutet, gemessen auf und nieder, während sie das kostbare Kleidungsstück lässig auseinander schlug, sein teegrünes Atlasfutter zu zeigen. Sie hatte tadellos „Probiermamsell" gelernt.

„Wäre dies nach Geschmack?" fragte die gepolsterte Stimme der Leiterin vom Schrank her, wo sie nach neuen Wundern wühlte.

„Ich kann mich nicht beim ersten Stück entscheiden. Ich möchte viel sehen. Ganz Apartes. Nur das Schönste. Für meine Frau ist das Allerbeste kaum gut genug ..."

„Dann bitte einen Augenblick Geduld!". — Die vier Kontrollichter verschwanden im Nebenraum.

„Bina", flüsterte Dorsen heiser. „Komm zurück! Ich halte es nicht aus ohne Dich!"

„Diese Mäntel passen mir alle", sagte sie eisig lächelnd, „aber der hier gefällt mir besonders."

„Bina — warum gingst Du?" Er vermochte kaum an sich zu halten.

„Ich wähle, was ich will. Gebrochene Farben mag ich nicht. Es muß alles klar und harmonisch um mich sein. Hier genieße ich volles Vertrauen."

„Etwa bei mir nicht?"

Sie schüttelte langsam, abweisend den Kopf.

„Bina — konntest Du es mir verdenken? Meine leidenschaftliche Liebe zu Dir — und dann das Getuschel der Leute über die häufigen Besuche Deines jungen Verehrers ..."

Sie lachte klingend. „Zukunftsmode!" Dann, hastig flüsternd: „Der Stiefsohn einer Jugendfreundin, ein Leichtfuß, der von mir Geld erpressen wollte. Der Hausherr sollte ihm nicht verfallen. — Besser hier Mäntel probieren, als dort alles verlieren: Selbstachtung, Stolz, Seelenfrieden." Um ihren Mund zuckte es bitter.

Die beiden aus dem Nebenraum tauchten wieder auf. Der Bubikopf verschwand unter einem Stapel von Samt, Tuch und Seide. „So—o", sagte die gepolsterte Stimme, „meine neusten Modelle!"

„Vielleicht greifen wir doch lieber auf ältere, — gewohntere zurück?" meinte Dorsen unsicher und sah Bina forschend an. Sie nickte gleichmütig und ließ ein jüngstes Pariser Flatterding von ihrer Schulter gleiten, um mit bewährtem deutschen Muster bekleidet zu werden. „Man hängt am Alten und holt es gern hervor", bemerkte sie mit bescheiden gesenkten Augen, „wenn man sicher ist, daß seine Mängel verbessert wurden."

„Selbstverständlich! Selbstverständlich!" rief Dorsen begeistert. „Alles Unbequeme, Störende muß ausgeschaltet sein! Nach außen und nach innen nur das Gute, Liebgewordene, Unentbehrliche! Ich verlasse mich vollkommen auf den Geschmack dieser Dame", wandte er sich an die Leiterin und wies erregt auf Bina. „Sie stimmt in ihrer Erscheinung durchaus mit meiner Frau überein, daß ich nichts zu tun brauche, als ihrer Wahl beizupflichten."

Mit dem Nachtzug fuhren, zufällig im gleichen kleinen Dreisitzabteil, zwei Reisende nach Frankfurt an der Oder. Die Dame trug einen fliederseidenen, pelzverbrämten Mantel und hielt, unter Tränen lachend, die Hand ihres Nachbars: „Dorsen — Liebster! O, du heilige Eifersucht!"

# Der Mond in Volkstum und Aberglauben.

Von Professor W. A. Hammer-Wien.

Die Anschauung, daß die Gestirne großen Einfluß auf das Geschick aller Lebewesen ausüben, ist uralt. Sie hatte sich mit der Zeit zu einer mystischen Wissenschaft entwickelt, die erst wieder neuere Forschungen zu Falle brachten. Dennoch aber hat sich der damit verknüpfte Volksglaube und vieles davon, was in Mythe und Sage verankert war, in unserer Sprache erhalten.

Wie die Sonne am Tage, so erschien der Mond schon den urältesten Erdenbewohnern als ein Beherrscher, als eine Gottheit, von deren Gunst das irdische Leben abhing. Kein größeres Unternehmen konnte bei abnehmendem Monde gelingen. Auch die Germanen pflegten vor oder zu Neumond keine Schlacht anzunehmen; sie hielten diese, wenn sie ihnen — wie von Cäsar — aufgedrungen wurde, schon von vornherein für verloren und stürzten sich deshalb hoffnungslos in den Kampf. Wie tief gerade der Mondaberglaube im